

BUCHBESPRECHUNGEN

Geschichte und spirituelle Theologie

Lambert, Willi: Die Kunst der Kommunikation. Entdeckungen mit Ignatius von Loyola. Freiburg: Herder 1999. 253 S., brosch., DM 28,–

Wer das Buch aufschlägt, wird sich wundern über fünf Widmungen. Wer es liest, merkt, es handelt sich bei den genannten Personen um Menschen, die als Experten auch schwieriger Dialoge gelten: P. Arrupe SJ, Paul VI., K. Lehmann, R. Herzog (seine Weihnachtsansprache von 1997 wird ausführlich zitiert, 230–232) und ein Mitbruder des Autors, der die Gabe hat, „chaotisch-kommunikativ das Geschenk der Befreundung anzubieten“. Eine befremdliche Formulierung, die erahnen läßt, daß das Kommunikationsgeschehen in einem Orden oder gar in der Kirche, wie überall, mühsam eingeübt werden will. Lambert lädt uns ein, es mit Ignatius zu tun. Einleitend übersetzt er aus dem Exerzitienbuch den ersten Satz der GÜ 231: „Die Liebe besteht in der Kommunikation von beiden Teilen.“ Daher kommt der Titel. Erst in Kapitel 9 wird das Kernstück ignatianischer Spiritualität behandelt: die partnerschaftliche und selbstmitteilende (GÜ 234) Liebe. Hier beginnt der dezidiert theologische Teil des Buches (172). Im Gebet (Kap. 10) wird der Gott der Begegnung (Kap. 1) entdeckt. Der Autor sieht den dreieinen Gott im Buberschen Ich-Du-Wir gespiegelt und schließt sein Buch mit konkreten „Spielregeln der Kommunikation“. Wie nötig diese Spielregeln sind, zeigt die Tatsache, daß ein deutsches Ehepaar sich pro Tag im Durchschnitt nur zwei Minuten Zeit zum persönlichen Gespräch nimmt. Kein Wunder, wenn es nach den ersten guten Tagen oder Jahren der Ehe gar nicht mehr zu den bösen Tagen (180) kommt. Die Trennung boomt. Lambert versteht es, spezifische mit allgemeinen Themen zu verbinden. „Teilung wird nur durch Teilen überwunden“, zitiert er den Politiker L. de Maizière.

Als „Schlüsseltext“ interpretiert Lambert die Instruktion (1546) des Ignatius für die Mitbrüder auf dem Konzil von Trient. Sieben Regeln werden ins Heute gewendet, das Ge-

spräch suchen, bedächtig, gemeinsam, vorurteilsfrei. Der Leser erfährt auch, wie Ignatius „Hüte austeilte“, sprich Kritik übte, was Feedback im Ordensjargon war, nämlich *correctio fraterna* (154) oder *lapidatio* (158) und wie professionell er die etwa 1000 Mitbrüder durch seine Öffentlichkeitsarbeit (Briefkultur) zusammenschweißte. Klarheit der Begriffe, Zuhören, Unterscheidung, Abwägen von Gründen und Gegengründen sind Stichworte, die durch das lang währende Bildungsmonopol der Jesuiten in Europa unsere Gesprächskultur bis heute prägt.

Das Besondere dieses Buches sind weniger wissenschaftliche Neuentdeckungen. Das Besondere ist, wie der Autor einer hoffentlich breiten Leserschaft fast ‚leichtfüßig‘ die Methoden des Ignatius vermittelt: wie er gelebt hat, diplomatisch geschult wurde und sich „Freunde im Herrn“ gemacht hat. „Ignatius verstand die Kunst, mit Menschen umzugehen und sie durch liebenswürdiges, gewinnendes Benehmen an sich zu fesseln, in einem Grade, wie ich es, aufrichtig gestanden, bei keinem anderen je gefunden habe ...“, so schreibt einer der ersten Gefährten (S. Rodriguez). Wovon Kommunikation lebt (56f), wird in den Exerzitien (73) eingeübt. Konkrete Anweisungen dazu kommen nicht platt daher, sondern sind lange gereift. Einer Jesuitenkommunität von heute empfiehlt der Autor, sich als eine „pastorale Stilgemeinschaft“ (112) zu empfinden, wie die ersten Gefährten. Die Grundworte dazu wurden auf der 34. Generalkongregation Programm: Glaube, Gerechtigkeit, Kultur, Dialog. Davon, das zeigt die Lektüre, können nicht nur die Jesuiten profitieren!

Georg Maria Roers JJ

Lehmann, Leonhard: Franz von Assisi. Wenn Leben Beten wird (Bücher franziskanischer Geistlichkeit 34). Werl: Dietrich-Code-Verlag 1998. 198 S., kart., DM 24,80

Franz von Assisi (1181/82–1226) genießt als einziger Heiliger unter Katholiken und Nicht-

katholiken die gleiche Bewunderung. Seine Tierliebe hat ihn zum Patron der modernen Tierschutzbestrebungen gemacht. Kirchlich betrachtet hat er eine neue Art des Ordenswesens, die Bettelorden, gegründet und durch sein Beispiel die weitverbreitete Armutsbewegung seiner Zeit in kirchliche Bahnen gelenkt.

In Nachfolge des Buches „Franziskus – Meister des Gebetes“, lädt der Kapuziner Leonhard Lehmann zum Beten mit Franz von Assisi, mit den Worten und im Geist des Heiligen, ein. Doch werden die einzelnen Gebete, die in ihrer Tiefe und Aktualität beeindruckend, nicht einzeln abgedruckt, sondern sie werden in die Biographie des Franz von Assisi eingebettet. Dies führt zum Verständnis der Gebete, aber vor allem auch zum Verständnis des von Franz von Assisi gewählten Lebensweges zu und mit Gott. Der zweite Teil des Buches eröffnet, was das Beten des heiligen Franziskus so lebendig macht und zeigt sieben Wege auf, die auch uns heute zu einem lebendigen Beten führen können.

Dieses Buch bietet, geleitet vom heiligen Franziskus, eine Begleitung in die lebendige Kunst des Gebets. Daneben aber veranschaulicht es auch die (Seelen-)Vita des Heiligen, die mit dem Beten eng verbunden ist. Franziskus ist bereits als junger Mann auf der Suche nach seinem persönlichen Weg ein Hörender. – „Das ist die Grundvoraussetzung jeglichen Betens. Glauben kommt vom Hören. Wenn Beten sprechender Glaube ist, dann gilt es, erst zu hören und dann gehorchend zu antworten ... Beten heißt hörend nach dem Weg zu suchen. Dieser geht nicht immer geradeaus; manchmal verzweigt er sich. Am Scheideweg muß man sich entscheiden, denn man kann nur *eine* Richtung einschlagen. Hat man sich verirrt, muß man umkehren.“ (15 f.)

War die 1989 erschienene (und seit Jahren vergriffene) Ausgabe „Franziskus – Meister des Gebetes“ eine wissenschaftliche Edition der zwölf authentischen Gebete des Heiligen, so gibt das vorliegende Buch Einblick in Leben, Umfeld und Denken des Franz von Assisi. Daneben legt es Zeugnis von der heiligen Klara von Assisi (1194–1253) ab, die Franziskus ganz persönlich auf den Weg der Christus-Nachfolge geführt hat. Und es erschließt das Geheimnis und den meditativen Grund des Betens des Franziskus. – Es gelingt Lehmann mit diesem Buch noch mehr

als mit dem ersten, da die Fülle an Wissen lebendiger und weniger wissenschaftlich verpackt ist, die gewollte Brücke zu schlagen „vom Text zum Leben, vom Mittelalter zu heute, von Franziskus (und Klara) zu uns“ (Vorwort 7). Eine lesenswerte Biographie der besonderen Art.

Rita Haub

Feldmann, Christian: Edith Stein. Jüdin, Atheistin, Ordensfrau. Freiburg; Basel; Wien: Herder 1998. 158 S., geb., 15 Abb. sw, DM 28,–.

Die Philosophin Edith Stein, geboren 1891 in Breslau und 1942 im KZ Auschwitz ermordet, Tochter eines jüdischen Kaufmanns und Schülerin des berühmten Edmund Husserl, konvertierte 1922 nach dreijähriger, mühsamer Suche zum Katholizismus. Sie war 1922–31 Lehrerin im Dominikanerinnenkloster St. Magdalena zu Speyer und 1932 Dozentin im Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster. 1933 wurde sie Karmelitin unter dem Namen Teresia Benedicta a Cruce; zuerst war sie in Köln, 1938 wechselte sie wegen der Nationalsozialisten in den Karmel nach Echt in Holland. Papst Johannes Paul II. sprach sie 1987 in Köln selig; am 11. Oktober 1998 wurde sie als Märtyrerin in Rom heiliggesprochen.

Die Biographie beginnt einleitend mit der Frage, die sich vielleicht viele Menschen stellen: „Schon wieder eine Klosterschwester? – Warum werden eigentlich nie normale Menschen heilig- oder seliggesprochen? Natürlich wieder eine Klosterschwester. Noch dazu aus einem beschaulichen Orden ... Was sollen wir heute mit so einer Frau anfangen, bewundernswert zwar, aber schrecklich weit weg von unseren Problemen und Erfahrungen?“ (7).

In sechs Kapiteln gelingt es dem Autor, dieses Vorurteil lebendig zu widerlegen. Er schildert – unter Einbeziehung von Originalquellen Edith Steins – die sechs Stationen des Lebensweges dieser außergewöhnlichen Frau: Den Weg zum Glauben, den Weg in die Welt, den Weg zum Karmel, den Weg ins Exil, den Weg nach Auschwitz und den Weg in die Herzen. Auch zeigen diese sechs Wege auf, daß die Gestalt Edith Steins nicht mit einem Weg allein zu fassen ist, sondern daß sie sich aus vielschichtigen Anlagen zusammensetzt, die erst langsam zur Klarheit

reifen. Dabei hat eine umfassende, geistig weite Kirche großen Anteil daran. Edith Stein hat das Katholische immer frei und weit empfunden. Edith Stein vertrat auch die Auffassung, „daß es möglich sei, Wissenschaft als Gottesdienst zu betreiben“, und daß ein religiöses Leben führen keinesfalls bedeute, „alles irdische aufgeben und nur im Gedanken an göttliche Dinge leben“ ... Sie hatte einen Weg zur Wahrheit gefunden, der weiter führte als die zuvor von ihr beschrittenen Pfade“ (59). Und so ist sie durch den Versuch bedeutsam geworden, die Begriffswelt des Thomas von Aquin mit phänomenologischen Methoden neu zu begründen.

Die vorliegende – gut zu lesende und lesenswerte – Biographie verdeutlicht, was Edith Stein selbst gesagt hat und womit das erste Kapitel, der „Weg zum Glauben“ beginnt: „Wer die Wahrheit sucht, sucht Gott, ob es ihm klar ist oder nicht“ (9). Edith Stein, die Jüdin, Atheistin, Lehrerin, Amateur-Sozialarbeiterin, Philosophin, Wortführerin der Frauenemanzipation und Ordensfrau, mit einem Blick für die Probleme ihrer Zeit aber auch vorausschauend auf die Zukunft, ist eine faszinierende Frau des 20. Jahrhunderts auf der Suche nach tiefgründiger Wahrheit, eine Zeitgenossin.

Rita Haub

Six, Jean-François: Abenteuer der Liebe Gottes. 80 unveröffentlichte Briefe von Charles de Foucauld an Louis Massignon. Würzburg: Echter 1998. 219 S., kart., DM 48,–

Charles de Foucauld (1858–1916), als Leutnant wegen seiner Lebensführung suspendiert, bekehrte sich im Oktober 1886 und wollte sich völlig Gott weihen. Nach einem Leben als Trappist in Frankreich und Syrien (1890–1896) und Eremit in Nazareth (1897–1900) ging er in die Sahara, lebte dort in Armut und nahm sich der nicht-christlichen Stämme an. „Frère Charles de Jésus“, wie er genannt wurde, wollte immer das Evangelium an die „Noch-Nicht-Glaubenden“ weitergeben. Bei seinem Tod hatte er noch keinen einzigen Schüler, doch zog sein Beispiel vor allem seit 1945 immer mehr Menschen an und er kann zu einer der bedeutendsten Gestalten der christlichen Spiritualität gezählt werden.

Im Jahr 1993 edierte Jean-François Six erstmals die Briefe an Louis Massignon, an

jenen Mann, durch den Foucaulds Werk und Gedanken nach dessen Tod weiterlebten. Massignons Schreiben sind nicht erhalten, doch wird diese Lücke durch den Kommentar geschlossen. Die vorliegende, durch Gisbert Greshake besorgte deutsche Ausgabe gibt die Briefe vollständig wieder, doch wurde der Kommentar um die Belege gekürzt, die sich ausschließlich mit Angaben zu französischer Nationalgeschichte und Literatur befassen. Der wissenschaftlich interessierte Leser sei also dafür als auch für umfangreichere Informationen über Massignon und seinen Einsatz für das Erbe Foucaulds an die französische Originalausgabe verwiesen.

Die Briefe Foucaulds konkretisieren das beeindruckend, was über ihn bisher bekannt war: Daß es ihm bei der Evangelisierung nicht nur um Bekehrung allein ging, sondern um eine Einheit von materiellem und geistigem Fortschritt – hier nahm er die Ideen der ab den 60er Jahren herrschenden Befreiungstheologie voraus. Und: Foucaulds größter Wunsch war es, seine Ideen an Schüler weitergeben zu können. Dazu suchte er ab 1908, in ganz Europa Helfer zu gewinnen; die beabsichtigte Gründung einer Bruderschaft wurde durch seinen gewaltsamen Tod verhindert. Auch wird erhellt, daß er mit allen Mitteln Massignon als Gefährten und Nachfolger gewinnen wollte. Doch erkannte er, daß Gott für den Freund einen anderen Weg vorgesehen hatte und gab ihn für die Ehe frei.

Louis Massignon (1883–1962), einer der international anerkanntesten Arabisten und Islamologen, führte als junger Mann einen sehr freien Lebenswandel und lebte seine homosexuelle Neigung bis zu einem Sumpffieber aus, das ihn zur Änderung seines Lebens und zur Bekehrung führte. Gerade der Briefwechsel mit Foucauld verdeutlicht seine Suche nach der konkreten Lebensführung mit Gott, nämlich als Priester oder in der Universitätslaufbahn. Es wird dabei deutlich, daß Foucauld dem Freund zwar brüderliche Ratschläge zukommen läßt, daß er sich aber doch als dessen geistlichen Begleiter sieht. Und die Briefe Foucaulds machen auch verständlich, daß Massignon den Freund unterstützte in seiner Idee der Gründung einer geistlichen Gemeinschaft. Er führte sie nach seinem Tod fort und kann damit als der wahre Erbe dieses „geistlichen Vaters“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden.

Die Briefe Foucaulds geben einen Einblick in Leben und Spiritualität Foucaulds, des „Abenteurers der Liebe Gottes“ und erhellen die Biographie seines „Testamentsvollstreckers“ Massignon. Beide verbindet die Liebe zur arabischen Welt, beide sind erfüllt von der Idee der Glaubensweitergabe, beide sind bestimmt vom stellvertretenden Einsatz vor Gott für andere und bei beiden hat Gott in ihrem Leben immer Vorrang. Diese Briefedition vermittelt den Geist des „Frère Charles de Jésus“, den Jean-François Six als den „Franz von Assisi für unsere Zeit“ bezeichnet hat (14). Rita Haub

Meester, Conrad de (Hrsg.): Thérèse von Lisieux. Leben – Botschaft – Umwelt. Wien: Christliche Innerlichkeit 1997. 290 S., geb., DM 95,–

Der vorliegende Bildband wurde schon 1997 zum Jubiläumsjahr der hl. Theresе herausgegeben, kurze Zeit bevor sie zur Kirchenlehrerin ernannt worden ist. Er ist in sieben Sprachen erschienen, die Originalausgabe italienisch. Die meisten Beiträge sind von Karmeliten verfaßt. Alle Autoren sollen Experten auf ihrem jeweiligen Gebiet sein, aber sie werden nicht näher vorgestellt.

Auch wer schon so manches über Thérèse gelesen hat, wird hier Neues entdecken. Aufschlußreich ist z. B. ein Beitrag (101–118), in dem jene Schwestern beschrieben werden, mit denen sie im Karmel von Lisieux zusammenlebte. Die Kurzbiographien schildern nämlich deren charakterliche Eigenarten.

Man hat sich oft gewundert, wie schnell – für damalige Verhältnisse – Thérèse heiliggesprochen wurde. Ein Beitrag zeigt, daß sich die Verehrung zwar im Volk rasch verbreitete. Aber es gab auch Gegenstimmen. Sogar ihre leibliche Schwester Leonie, die im Kloster der Heimsuchung in Caën eingetreten war, soll 1910, also ein Jahr nachdem der Kanonisationsprozeß in Gang gekommen war, zu ihrer Priorin auf den Hinweis, daß der Prozeß nun beginne, geantwortet haben: „Therese, ja sie war sehr lieb! Aber eine Heilige! Also bitte!“ (261). Leider wird die Quelle nicht angegeben. Auch nicht für die Information, daß ihr Onkel Guerin, der sich sehr um die Herausgabe der Manuskripte Thereses bemühte, aus Lisieux wegziehen wollte, als er von den ersten Wundern hörte, die sie gewirkt hatte (ebd.).

Wieder ist man erschüttert über die letzten Jahre und Monate der Heiligen, über ihre zunehmende physische Behinderung und die Qualen, die ihre Krankheit, die Tuberkulose, verursachte. Therese war eine Dissimulantin. Mit ihrem Humor und ihrem tapferen Willen, anderen Freude zu machen, hat sie es wohl fertiggebracht, daß man zunächst nicht merkte, wie schwer ihre Krankheit und wie schlimm die „Nacht des Glaubens“ war, in der sie lebte. Ihr war der Himmel so vertraut gewesen, daß sie es nicht für möglich hielt, jemand könne wirklich nicht an Gott glauben. Jetzt konnte sie Atheisten von innen her verstehen. Allerdings bleibt auch in diesem Buch einiges unklar. Und das hat einen einfachen Grund. Therese hat nur angedeutet, was sie litt. Sie war überzeugt, schon das Aussprechen solcher Gedanken würde Gott nicht gefallen und ihren Mitmenschen eher schaden als nützen.

Die Autoren wollen Interesse an den Quellen wecken und sie nicht ersetzen. Dem Abkürzungsverzeichnis (8) ist jedoch nicht zu entnehmen, ob es sich bei den Zitaten um französische oder deutsche Ausgaben handelt. In einem Kurzartikel über das Zustandekommen der Kapitel über die letzten Worte Thereses, die den Abschluß ihrer Biographie bilden, wird allzu scharfe Kritik anderer Autoren sanft und ohne Namensnennung zurechtgerückt.

Der Text wird von 200 Fotos illustriert. Hier und da gibt es „Raritäten“. Ein Foto zeigt z. B. eingeritzt in die Zellentür in charakteristischer Handschrift den Satz: „Jesus ist meine einzige Liebe“ (167). Therese hat ihn in der Zeit ihrer Glaubensprüfung angebracht – als sie dazu noch die Kraft hatte und noch nicht auf die „Krankenwärterei“ verlegt worden war.

Insgesamt also ein buntschichtiger Bildband, der dem Leser die Heilige des „kleinen Weges“ näherbringen kann.

Wolfgang Hoffmann SJ

Ernesti, Jörg: Princeps christianus und Kaiser aller Römer. Theodosius der Große im Lichte zeitgenössischer Quellen. Paderborn: Schöningh 1998. (Paderborner Theologische Studien Bd. 25). 508 S., mit Bildern, DM 98,–

Christlicher Glaube und christliches Handeln brauchen Vorbilder. Herausragenden Gestal-

ten wird von der Nachwelt ein Denkmal gesetzt und dieses wird Vorbild und Verhaltenskanon für nachfolgende Generationen. Nicht immer aber werden diese Vorbild-Denkmäler der Geschichte gerecht, Absicht und Politik bestimmen auch hier die Weitergabe der Traditionen. Jörg Ernesti hat es in seiner Promotion unternommen, bei einer Persönlichkeit von den absichtsvollen Verehrern abzusehen und so ein vollständigeres Bild zu bekommen.

Theodosius der Große, römischer Kaiser von 379 bis 395, ist durch die Kirchenväter zum idealen christlichen Herrscher stilisiert worden. Er hatte das Christentum zur Staatsreligion erhoben und Gesetze gegen die Heiden erlassen, außerdem hatte er sich, nicht zuletzt im von ihm einberufenen Konzil von Konstantinopel, für die Einheit des Glaubens und gegen Häresien eingesetzt. Scheinbar – und davon schreiben die Väter – ein idealer Christenfürst. Nun ist aber die Geschichte bunter und vielfältiger, als es bei der Lektüre der Väterliteratur den Anschein haben mag. Theodosius regierte kein homogen christliches Reich, es gab weiterhin verschiedenste Religionen, auch wenn das Christentum Staatsreligion wurde. Ernesti untersucht diese historische Realität anhand zeitgenössischer Zeugnisse über den Kaiser.

Ein erster Teil untersucht Theodosius' Selbstverständnis, ein zweiter Teil die Beurteilungen durch die christlichen Zeitgenossen, Ambrosius von Mailand und Johannes Chrisostomos sind die bekanntesten. Ein dritter Teil analysiert die Beurteilungen durch die nichtchristlichen Zeitgenossen. Verwunderlich ist es hier, daß auch diese Schriftsteller und Philosophen ihn in der großen Mehrheit loben. Ernesti zieht nur zeitgenössische Quellen ohne Kenntnis der Wirkungsgeschichte heran. Aus diesen filtert er archäologisch genau das jeweilige Herrschaftsideal des Autors und die einzelne politische Absicht heraus. Es ergibt sich ein variantenreiches Bild, das den Schluß zuläßt, daß die Einordnung Theodosius' nicht ganz so einfach ist, wie die Väter ihn uns präsentieren.

Die historische Wirklichkeit „ist“ nicht schlechthin; dafür, und das zeigt die Arbeit klar, bedarf es zu vieler Stimmen, die zu suchen und zu analysieren sind. Dieses Aufwachen historischer Realität und damit der Glaubensgeschichte leistet das Buch in sehr anregender Weise. Mit dieser Historisierung

von Vorbildgestalten leistet der Autor letztlich auch dem heutigen Glauben einen Dienst, wenn die strahlende Gloriole der wirklichen menschlichen Geschichte weicht – damit rücken die Gestalten uns sehr viel näher.

Bernd Hagenkord SJ

Wollbold, Andreas: Im Rhythmus der Liebe. Geistlich leben mit Therese von Lisieux – Lehrerin der Kirche. Leipzig: Benno 1998. 135 S., kart., DM 19,80

Dies ist nicht irgendein weiteres Buch über die hl. Therese von Lisieux, keine Anreihung etwa von Aussprüchen und Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres. Der Verfasser ist der Gefahr entgangen, der andere gerade im Fall Thereses erlegen sind, die Heilige in ein Raster einzuordnen. Behutsam zeigt er auf, wie sie zwar dem Milieu ihrer Umwelt verhaftet bleibt, aber gleichzeitig darüber hinauswächst. Das Buch ist nicht nur eine interessante Biographie, finden sich doch darin Zitate, die man anderswo nicht antrifft. (Der Verfasser ist Mitherausgeber der Werke Thereses.) Die Biographie bildet eher den Ausgangspunkt, von dem aus immer wieder auf die Situation des modernen Menschen eingegangen wird. So etwa auf die Sehnsucht so mancher Menschen heute, über sich hinauszuwachsen, die zugleich mit dem Gefühl verbunden ist, es gelinge nicht.

Auch Therese erfuhr ihr Ich als „nicht marktfähig“, wenn es auf sich selbst fixiert blieb (35). In ihrem Leben verspürte sie den Abstand zu Gott immer mehr (125). Ihr letztes Wort vor dem Tod – ungeglättet: „Mein Gott, ich liebe Sie“ (100). Dabei war das Herz der Heiligen auf Liebe und Erfahrung von Gegenliebe angelegt. So lernte sie Jesus kennen und ließ sie sich von ihm führen. (Die Dissertation des Verfassers trägt den Titel: „Therese von Lisieux. Eine mystagogische Deutung ihrer Biographie.“) Von Jesus her kann sie dann auch Freundschaft pflegen und Liebe zu den Menschen zeigen. Schließlich waren drei leibliche Schwestern mit ihr im Kloster. Die Kunst christlicher Freundschaft, so schreibt der Autor und lebt es Therese, bestehe darin, das Besondere nicht zum Exklusiven zu machen, sondern die Freundschaft zu einer besonderen Form christlicher Liebe (77). Doch Jesus hat mehr zu geben als ein Netz beim Salto mortale des Lebens

(130). Dem Erfurter Pastoraltheologen geht es darum, Therese, die aus ihrer Liebe zum Herrn heraus Patronin für die Ausbreitung Seines Reiches wurde, als wegweisend für eine Erneuerung der Kirche zu sehen. Jesus will Veränderung, Wandlung, wie es der Verfasser nennt. „Wandlung geschehen lassen“ heißt die Überschrift dieses Kapitels (128). Nicht nur Unbeweglichkeit, sondern auch Überaktivität sind da kaum hilfreich. Deshalb schließt die Arbeit mit dem Wunsch, daß wir Jesus wieder Steuermann der Kirche sein lassen.

Das Buch bringt die hl. Therese dem heutigen Menschen, besonders dem an Geistlichem Interessierten, nahe. Es zeigt, wieviel Hoffnung von dieser Heiligen auch heute – und ohne Verbiegungen – ausgeht und ist sehr zu empfehlen.

Wolfgang Hoffmann SJ

Schipperges, Heinrich: Die Welt der Hildegard von Bingen. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1998. Ln., 160 S., viele Abb., DM 68,–

Der Professor für Medizingeschichte ist als Hildegardkenner in seinem umfassenden Wissen, seiner ganzheitlichen Deutung und seiner gekonnten Darstellungsweise immer noch unerreicht. Begonnen hat er 1951 mit Dissertationen über Hildegard; neben vielen Darstellungen veröffentlichte er wichtige, weil der Sprachkraft Hildegards nahestehende Übersetzungen, zuletzt, 1995 eine Nachdichtung ihrer Hymnen. Vorliegender Prachtband (großformatig) darf als Synthese seiner Hildegardforschung gewertet werden, der es wiederum glückt, die christliche Welt-sicht der Seherin dem modernen Menschen nahezubringen.

Nachdem er sie in ihr „Zeitalter im Umbruch“ hineingestellt hat, kann Schipperges „Leben und Wirken“ mit den Stationen ihres Lebens darstellen. „Schöpfung im lebendigen Licht“ heißt das Kapitel, das die Gesamtschau Hildegards entwirft: im göttlichen Licht sieht, erfährt sie, daß die Liebe Gottes die „materie“ seiner Schöpfung bildet. Deshalb und auf diesem Grund entwickelt Hildegard ihre Heils- und Heilungs-Lehre, die wenig zu tun hat mit der Deformation Hildegards zum Kräuterweiblein. Anschließend daran kann Schipperges die Schaumystik

Hildegards aus der Sicht des Heilswirkens Gottes synthetisieren: über Kreuz und Erlösung, über Kirche und Sakramente bis zur Vollendung im Chor der Engel und in der himmlischen Stadt. Im Schlußkapitel „Ausblick an der Schwelle eines neuen Jahrtausends“ legt Schipperges ein ergreifendes Bekenntnis ab: daß ihm (und uns) Hildegard den Weg zu einem christlichen Humanismus eröffnet, in dem Heil (von Gott her) und Heilung (für Mensch und Welt) zur Einheit finden.

Der gut gegliederte Text bringt (mit ausgewählten Zitaten) stets zuerst eine umgreifende Darstellung des Themas; dann (kleiner gedruckt) eine eher wissenschaftliche Besinnung und zuletzt einen Hildegard-Hymnus zur Thematik. Eingeflochten sind viele, meist farbige Bilder und Bildausschnitte aus den Miniaturen der Hildegardschriften und aus der umliegenden Kultur, die jeweils auch erläutert werden. Glossar und Bibliographie schließen das Buch ab. Diese vorzügliche, für eine breite Leserschaft gedachte bibliophile Hinführung zu Hildegard von einem ihrer besten Kenner ist für Anfänger wie für mit Hildegard Vertraute gleich wertvoll.

Josef Sudbrack SJ

Bärenz, Reinhold: Frisches Brot. Seelsorge, die schmeckt. Freiburg: Herder 1998. 208 S., geb., DM 29,80

Schmecken, *sapere*, also Wirklichkeit in sich aufnehmen, sie erspüren, sie auf der Zunge zergehen lassen und sich Zeit lassen mit dem Verdauen, darum geht es dem ungewöhnlichen pastoraltheologischen Buch von B. Es fühlt sich einem weisheitlichen Ansatz von Theologie verpflichtet, die der Autor in seinen Jahren als Priesterseelsorger im Bistum Bamberg neu gelernt hat und die nicht hauptsächlich vom Begriff und der Analyse, sondern von gelebter Gemeindeerfahrung herkommt (11–18). Gerade so, davon ist er überzeugt, kann Theologie sich neu erfrischen und zu einer Seelsorge anstoßen, die „Gott in allen Dingen finden (kann), sofern sie wahr, sie selbst, authentisch sind“ (9). Denn „nichts Besonderes“ (Günter Eich), sondern das Alltägliche in seiner sinnlichen Konkretheit läßt dem Absoluten begegnen. So geht es immer wieder um die „Verortung der christlichen Botschaft im konkreten Le-

ben, in den konkreten Situationen“ (47). Dadurch lädt der Text zum Mitdenken, zum Assoziieren und zum persönlichen Weiter-schreiben aus eigener Erfahrung ein. Ein Sachregister erlaubt es, auch einzelne Themen leicht wiederzufinden.

In sechs Kapiteln breitet B. eher teppich-artig Anregungen und Überzeugungen für eine Seelsorge aus, die bewußt subjektiv, erzählend und aus Betroffenheit gestaltet ist. Deren inhaltliche Wiedergabe kann die vielfältigen Muster kaum wiedergeben: Nach einer Darstellung seiner Grundsätze ermutigt er zum Wandel und zur Bejahung des Heute, auch wenn es manchen Abschied von Liebgewordenem nach sich zieht. Eine jesuanische „Seelsorge, die aus dem Herzen kam“ (45), stellt die persönliche Begegnung, das Zuhören und Mitleiden über Verwaltung, Strukturen und Apparate, wehrt aber gleichzeitig auch die Übererwartung von pastoralen „Totalrollen“ (56) ab und führt zu einem gelassenen Umgang mit Zeit. Ähnlich plädiert er für „Solidarität statt Macht“ (73), die den Armen und Bedrängten nahe ist. Der Wunsch nach einer realistischen Seelsorge schließt sich an, die ein Klagen in rechter Weise gelernt hat, die auch Scheitern aushalten kann, die eher Mitsucher als Antwortgeber ist und die nicht nur geben, sondern auch empfangen kann. Eine facettenreiche Ermutigung mitten in aller Fraglichkeit und ohne glatte Lösungen (u.a. mit bemerkenswerten, nur an wenigen Stellen etwas idealisierenden Gedanken zu einer Kultur der Sexualität) beendet den Band.

Immer wieder besticht ein gut gewähltes Zitat, nicht selten aus der Bibel oder der Literatur, oder eine einfühlsame Formulierung, etwa: „Je älter man wird, desto öfter kommen auch schlaflose Nachtstunden, in denen man sich selbst begegnet. Die Lebensgeschichte kommt auf Besuch“ (139), oder als Ursache der Selbstüberforderung vieler Seelsorger: „Es ist der hohe Grad an Verantwortung bei gleichzeitigem Zeitmangel“ (133). Hier und da gerät der weisheitliche Ansatz aber wohl doch an Punkte, die durch genaue theologische Analyse ergänzt werden müßten, um nicht letztlich bloß zeitgeistlich zu werden: Sätze wie „Glaube liegt der Kirchlichkeit voraus und läßt sie sogleich hinter sich“ (83) sind zumindest mißverständlich. Und die heikle Frage eines kirchlichen Tren-

nungsritus bei Scheidung ist mit dem Hinweis auf die Anteilnahme am „konkreten Menschen, auch in seiner Möglichkeit zu scheitern,“ gegenüber theologischen Einwänden wohl doch zu schwach begründet (129–131).

Andreas Wollbold

Hughes, Gerard: In Gottes Lachen einstimmen. Wege zur inneren Freiheit. Würzburg: Echter 1998. 231 S., kart., DM 29,80

Das Gleichnis vom Schatz im Acker nimmt der englische Jesuit Gerard Hughes zum Anlaß, jene „Christen, die irritiert, verwirrt oder enttäuscht sind“ – und dazu dürften sich heute viele zählen –, zur Suche nach Gott einzuladen. Der Weg des Schatzsuchers führt ins Innere des Menschen, wobei die Exerzitien des Ignatius als Wegweiser dienen. Jedes der 13 Kapitel schließt daher auch mit einer Anleitung zur praktischen Einübung des Gelesenen.

Der erste Schritt zum Gebet wird in der Selbsterkenntnis vollzogen, die sowohl die tiefe Sehnsucht des Menschen nach Gott, als auch die vielen Hindernisse offenlegt, die ihn am Leben hindern. Wer sich darauf einläßt, öffnet sich einem geistigen Entwicklungsprozeß, der sich in den Lebensaltern widerspiegelt. Der Wunsch nach institutioneller Geborgenheit der Kindheit und das kritische Hinterfragen im Jugendalter wird abgerundet durch das „mystische Element“, das dem erwachsenen Menschen entspricht. Damit zielt der Autor nicht etwa auf außergewöhnliche Erfahrungen ab, sondern auf einen reifen Glauben, der im „Prinzip und Fundament“ der Exerzitien des Ignatius und des christlichen Menschenbildes überhaupt ausgedrückt ist: Daß der Mensch in seinem tiefsten Inneren auf Gott trifft und daß er den eigentlichen Sinn seines Lebens nur finden kann, wenn er sich auf seinen Schöpfer hin ausrichtet. Wie sich die Umkehr zu diesem neuen Leben vollzieht, thematisieren die beiden folgenden Kapitel. Mit der Erklärung von 7 Regeln zur Unterscheidung der Geister (Kap. 8) führt der Autor einfühlsam in ein zentrales Thema christlichen Gebetes ein. Die letzten Kapitel geben dann Hinweise, wie die Betrachtung des Lebens Jesu für die eigene Biographie fruchtbar werden kann. Das gilt besonders für das Treffen von Lebensentscheidungen.

Dieses Buch ist ein kleines Meisterwerk ignatianischer Spiritualität. Es setzt bei der Erfahrung des Menschen an, führt ihn von dort direkt ins Zentrum des christlichen Glaubens, wobei Wachstum im Gebet zugleich Wachstum im Leben bedeutet, so daß sich das Buch seinen Untertitel „Wege zur inneren Freiheit“ redlich verdient hat. Die Fußangeln, die viele daran hindern, sich auf diesen Weg zu Christus zu machen, wie der Umgang mit manchen institutionellen Aspekten der Kirche oder ungesunde Gottesbilder, werden nicht umgangen, sondern von der Mitte der christlichen Botschaft betrachtet und dadurch „relativiert“ und überwunden. Wie sehr der Autor damit den Nerv der Zeit trifft, zeigt der große Erfolg, den das Buch in England hatte.

Andreas Koritensky

Häring, Bernhard/Salvoldi, Valentino: Toleranz. Eine tägliche Herausforderung. Übers. aus dem Ital. von J.H. Machowetz. Graz, Wien, Köln: Styria 1998. 128 S., brosch., DM 24,80

Toleranz ist mehr als nur ein Dulden und Ertragen bestimmter fremder Überzeugungen, die von den eigenen abweichen; Toleranz ist eine besondere Art mit Konflikten umzugehen und die Bedingung für eine weltweit ausgerichtete Solidarität. In der multikulturellen Weltgesellschaft, die durch ein Mit-, Neben-, aber auch Gegeneinander der verschiedenen Kulturen, Nationen und Religionen geprägt ist, gewinnt eine so verstandene globale Toleranz immer mehr an Bedeutung. Der verstorbene Moraltheologe Häring und sein Mitarbeiter Salvoldi beschreiben in ihrem gemeinsam verfaßten Buch unterschiedliche Zugangsweisen zum Toleranzbegriff (psychologische, philosophische, anthropologische, soziologische, ethische und religiöse), verdeutlichen den Zusammenhang zwischen Toleranz einerseits und Solidarität andererseits und plädieren schließlich für einen Dialog der Kulturen und Religionen, der allein den Weg zum Frieden weist. Die Autoren legen nicht nur eine interessante Abhandlung über einen für die christliche (Sozial)Ethik zentralen Begriff vor, sondern sie machen eindringlich darauf aufmerksam, daß Toleranz als universaler Wert und als sittliche Grundlage der zusammenwachsenden Welt zu verstehen ist.

In Christus wird Gott so solidarisch mit jedem Mann und mit jeder Frau, daß er in Ihm „einer von uns“ wird, der Menschensohn. Er hat das Schicksal eines jeden Menschen so mit dem seinen verquickt, daß er sagen konnte: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ (94) Sowohl eine grenzenlose Solidarität als auch eine allumfassende Toleranz sind die Voraussetzungen für eine Kultur des Friedens. Besonders die Religionen übernehmen in einer Welt, in der weiterhin Unfrieden und Intoleranz herrschen, eine spezifische Rolle als Friedensbringerinnen. Die Autoren schließen sich hier den vieldiskutierten Gedanken Hans Küngs an, indem sie darauf verweisen, daß jede Religion die Pflicht zum Dialog hat. Es kann erst dann Friede auf Erden sein, wenn die Religionen selbst in Frieden und gegenseitiger Toleranz und Achtung miteinander leben.

Das Buch ist keine streng wissenschaftliche Abhandlung über die Toleranzproblematik, auch wenn unterschiedliche Theorien und Quellen herangezogen und diskutiert werden, sondern eine gut lesbare theologische Einführung in einen bedeutenden ethischen Schlüsselbegriff. Die Autoren schreiben auf der Grundlage einer christlichen Spiritualität, die die Verbindung von Glaube und Moral zum Thema macht. Gerade in dieser Verbindung liegt die spirituelle Qualität des Buches, denn der christliche Glaube, der sich in der Gestalt Jesu als die Verkörperung der Toleranz konkretisiert, wird hier als Ausgangspunkt für das Handeln der Menschen in der Welt von heute beschrieben. Kritisch sei anzumerken, daß der Untertitel der deutschen Übersetzung weniger aussagekräftig ist als der der italienischen Originalausgabe. „Tolleranza. Per un'etica di solidarietà e di pace“ faßt das Grundanliegen des gesamten Buches prägnant zusammen und stellt Solidarität und Frieden als zu postulierende sittliche Grundhaltungen der Weltgesellschaft heraus.

Thomas Bohrmann

Frick, Eckhard/Huber, Roland (Hrsg.): Die Weise von Liebe und Tod. Psychoanalytische Betrachtungen zu Kreativität, Bindung und Abschied. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998. 228 S., kart., DM 44,-

„Der Tod ist groß. Wenn wir uns mitten im Le-

ben meinen, wagt er zu weinen mitten in uns.“ (214) Treffend bringt R. M. Rilke die Gegenwartigkeit des Todes in unserem Leben zum Ausdruck. Der Münchner Arzt und Psychoanalytiker Helmut Remmler hat sich in die Verse Rilkes und die Musik Bachs und Mozarts vertieft und sich der „Ohnmacht gegenüber dem unaufhaltsamen Vordringen der Krebszellen“ (214) im eigenen Körper gestellt. Als Sterbender redete er über das Sterben: „Angesichts der Wirklichkeit des Todes werden meine Zukunftspläne auf das rechte Maß eingestellt.“ Seinen Tod konnte er als Gefährten im Leben annehmen und erlebte, wie, aus vielen Verstrickungen gelöst, eine große innere Ruhe in ihm einkehrte und sein Blick auf das Wesentliche gelenkt wurde: „Wir werden jeden Augenblick als geschenkte Zeit erleben.“

H. Remmler starb am 26. 9. 1997. In ihren Abschiedsworten sagte Annelise Heigl-Evers: „Lieber Helmut, ich habe dich immer als einen Suchenden erlebt, ... der immer mehr zu sich fand und damit vielleicht zu dem, was – schwer bestimmbar – Gott genannt wird.“ Ein Jahr nach seinem Tod erschien der vorliegende Sammelband von Kollegen, Schülern, Freunden und Freundinnen. Die psychoanalytischen Betrachtungen sind gegliedert nach folgenden Themenkreisen: Tiefenpsychologie des Schöpferischen, Archetypische Gestalten der Liebe, Klinische Beiträge zu Bindung und Abschied und Betrachtungen über Tod und Leben. Mich interessierte bei der Lektüre die Frage, wie namhafte Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen der Endlichkeit alles Lebendigen begegnen, und war überrascht, eine Reihe von Ansatzpunkten über eine Psychologie der Spiritualität zu finden.

Verena Kast vermittelt anschaulich die tiefenpsychologischen Konzepte von „Animus und Anima“ und zeigt einen entwicklungspsychologischen Aspekt von Spiritualität auf. Der Individuationsweg führt über die Ablösung von den Elternkomplexen – die inneren Bilder von Vater und Mutter – zur „Erfahrung von Sinn und dem Erleben von Tiefe“. „Spiritualität“ bedeutet für sie, daß ein Ich immer mehr zur eigenen Mitte, dem Selbst, findet (64 f). Diese mehr introversive Sichtweise bedarf der Ergänzung.

Roland Huber geht aus von persönlichen Erfahrungen mit Sterben und Tod und kommt zu der „Annahme einer spirituellen Repräsen-

tanz“ (187). Entsprechend dem tiefenpsychologischen Konzept einer Selbstrepräsentanz – dem inneren Bild von uns selbst – kann von einer „Imago des Totseins als eine Repräsentation des Nicht-mehr-selbst-Seins“ ausgegangen werden. Er spricht von „Spiritualität“ als unserem kognitiv-affektiven Verhältnis zu einem Nicht-Selbst: „Man kann Spiritualität psychologisch als das spürende und über sich nachdenkende Sich-in-Beziehung-Setzen zum Nicht-mehr-selbst-Sein umschreiben.“ Damit nähert er sich einer dialogphilosophischen Sichtweise von Spiritualität an, daß meine Personmitte sich anrufen weiß vom ganz Anderen, von einem transzendenten Du.

Der Sammelband hat viele weitere Facetten. Nicht unerwähnt bleiben soll der Beitrag von Eckhard Frick, „Der Priester und die Anima“, den er mit H. Remmler in zahlreichen Gesprächen gemeinsam konzipiert hat. Erschlossen wird die Parsifallegende für die seelische Entwicklung zölibatär lebender Priester. Auch die Diskussion psychoanalytischer Theorien kommt nicht zu kurz, zum Beispiel entfaltet Stavros Mentzos seine These vom Tod des Todestriebes. Über Fachkreise hinaus kann der Band zur Fundgrube werden für Leser und Leserinnen, die Interesse haben am Dialog zwischen Psychoanalyse und Religion. *Gerfried Reichel SJ*

Schürmann, Heinz: Im Knechtsdienst Christi. Zur weltpriesterlichen Existenz. Hrsg. K. Scholtissek. Paderborn: Bonifatius 1998. 420 S., kart., DM 78,-.

Was der bekannte Erfurter Neutestamentler zu den biblischen Ursprüngen sowie zur Spiritualität und Praxis der Diözesanpriester geschrieben hat, war auch bisher schon an verschiedenen Orten verborgen bzw. „veröffentlicht“. In diesem Band liegen jedoch 24 seiner exegetisch-geistlichen Beiträge erstmalig gesammelt vor, so daß sie eine größere Chance haben, auch weiterhin fruchtbar zu bleiben, denn ihre Aktualität für unsere Gegenwart ist nicht zu bestreiten.

Natürlich müssen die zwischen 1941 und 1998 vor allem in der Diasporakirche der ehemaligen DDR entstandenen Aufsätze bzw. Vorträge nicht in der Anordnung des Herausgebers (K. Scholtissek) gelesen und meditiert werden. Vielleicht dringt der Leser in das zu-

grunde liegende Priester- und Kirchenbild sogar besser und leichter ein, wenn er zunächst einmal die Anregungen zur Spiritualität und zur Pastoral im zweiten Teil studiert. Da wird z. B. in einer Meditation über 2 Kor 2,14ff die apostolische Existenz in sechs Bildern veranschaulicht, die ihren erstaunlichen „Reichtum“ erkennen lassen. Da wird ganz konkret gezeigt, wie man „Gottes Willen im Tagewerk“ suchen und handeln muß, auch ohne ihn schon sicher gefunden zu haben. Da wird die Bedeutung der drei evangelischen Räte im Leben des Weltpriesters hervorgehoben, aber nicht vergessen, daß in der kirchlichen Tradition eine andere Gestalt des Priestertums möglich ist, falls sie eine andere, vorausgehende Berufung in sich einfaßt, die Ehe. Da werden schließlich sieben Aspekte geschildert, die den „Presbyter von morgen“ kennzeichnen müssen: Er lebt brüderlich unter Brüdern und als Mensch unter Menschen, aber als „Geistlich-Geistlicher“, solidarisch mit den Deklassierten, nicht von der Welt mitten in der Welt als Tor um Christi willen und eingedunkelt im Licht (409).

Der erste Teil der Sammlung bietet freilich

theologisch reflektierende Abhandlungen, die auf der Basis der neutestamentlichen Zeugnisse (Paulus, Apg, Evangelien), aber auch wesentlicher Inhalte der spirituellen Tradition (z. B. Ignatius von Loyola, Johann Michael Sailer) den ekklesiologischen Ort des Presbyters und seine (innere) geistliche Gestalt in einer so gründlichen und umfassenden Weise darstellen, daß nur ein sehr konzentrierter Leser die praktische Relevanz dieser tiefsinnigen Ausführungen spüren wird. Aber ohne solche Rückbindung an die hier überzeugend ins Wort gebrachte ursprüngliche Sendung des Weltpriesters läßt sich sein heutiger Dienst wohl kaum erneuern. Es geht um eine Kirchenordnung, die lebendig darum weiß, wie sehr alle Ämter in ein pneumatisches Gesamtgefüge eingebunden bleiben, das sie nicht beherrschen können (55), um eine vertikale Offenheit, die zu brüderlichen Formen drängt und sich so auch als horizontale Offenheit manifestiert (179), um die eschatologisch-alternative Lebensweise Jesu (185). Es geht um die Größe, die Last und die Verheißung des Verkündigungsauftrags in unserer Zeit (223 bis 228).

Franz-Josef Steinmetz SJ

In Geist und Leben 4–1999 schrieben:

Otto Betz, geb. 1927, verh., Dr. theol., Prof. em., Erwachsenenbildung, Vortragstätigkeit. – Symbolverständnis, religiöse Dimension der Dichtung, Mystik.

Jan van Deenen SJ, geb. 1927, Exerzitienleiter, von 1969–1976 Provinzial der niederländischen Ordensprovinz SJ. – Seit vielen Jahren ist er in einem Zentrum für Arbeitslose in Arnheim tätig.

Lothar Groppe SJ, geb. 1927, lic. phil., Krankenhausseelsorger, Schriftsteller, ehem. Militärpfarrer und Dozent an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg. – Kirchengeschichte.

Hermann Josef Ingenlath, geb. 1962, verh., Dr. theol., persönl. Referent des Erzbischofs von Berlin. – Mitglied des zentralen Familienrates im Familienbund der deutschen Katholiken.

Georg Maria Roers SJ, geb. 1965, Dipl. theol., M.A. (Religionsphilosophie, Kunstinterpretation), Seelsorger, Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Geist und Leben“. – Lyrik und zeitgenössische Kunst.

Hans Schaller SJ, geb. 1942, lic. phil., Dr. theol., Spiritual im Pont. Collegium Germanicum et Hungaricum in Rom. – Exerzitien, Arbeit mit Behinderten in der „Arche“ (Schweiz).

Markus Thürig, geb. 1958, Dr. phil., lic. theol., Pfarrer und Psychotherapeut. – Kirchliche Berufe, geistliche Begleitung, Persönlichkeitsentwicklung.

Hans Waldenfels SJ, geb. 1931, lic. phil., Dr. theol. habil., Dr. theol. h.c., Prof. em. Fundamentaltheologie. – Theologie der Religionen, christliche und nichtchristliche Spiritualität, Offenbarungsverständnis.